

sitiv sticht vor allem die Integration afrikanischer Perspektiven hervor, die in der deutschen Geschichtswissenschaft zumeist abwesend sind. Die zum Teil sehr detaillierten mikrohistorischen Rekonstruktionen einer bestimmten Situation oder einer Familiengeschichte offenbaren zum einen die notwendige Kontingenz des Begriffs der „Begegnung“, zum anderen wird aber dadurch eine theoretische Begriffsbestimmung unentbehrlich. Einzelne Annäherungen, so zum Beispiel von Adjaï Paulin Oloukpona-Yinnon, Michael Pesek und Kai Schmidt-Soltau, hätten auch in den anderen Beiträgen nutzbringend herangezogen werden können. Die thematischen Sprünge von Ghana nach Kamerun, von Hamburg nach Deutsch-Südwest unterstützen zwar die Überwindung der getrennten Betrachtung von Metropole und Kolonie, aber um den Preis einer eher unsystematischen Darstellung. Das disparate Erscheinungsbild des Bandes wird dadurch verstärkt, dass die Anordnung der Beiträge nicht sachlichen Gesichtspunkten folgt, sondern sie in der alphabetischen Abfolge der AutorInnennamen hintereinander gereiht sind. Insgesamt hätten eine erweiterte Einleitung, eine thematische Gliederung und ein AutorInnenverzeichnis bei einer interdisziplinären und internationalen Sammlung von WissenschaftlerInnen die Orientierung erleichtert und den Eindruck einer reinen additiven Darstellung verhindert.

Die Ergebnisse der neueren Kolonialismusforschung sind eindeutig: Im Verlauf des Kaiserreichs kam es in den kolonialen Trägerschichten zur Ethnisierung der Nation und des Selbstbildes. ‚Deutsch sein‘ bedeutete ‚Weiß sein‘. Die Existenz von schwarzen Deutschen und AfrikanerInnen in Deutschland war infolgedessen massiv gefährdet. Die Erfassungs- und Verfolgungsmaßnahmen der Weimarer Republik kulminierten nach 1933 in den Zwangssterilisierungen afro-deutscher Kinder und Deportationen in nationalsozialistische Konzentrationslager. Die weiterführende Forschung zum deutschen Kolonialismus wird sich notwendigerweise international vergleichend entwickeln müssen, um Fragen nach dem national Spezifischen beantworten zu können und eine teleologische Erklärung zu vermeiden.

Sandra Mass, Bielefeld

Karen Hagemann u. Stefanie Schüler-Springorum Hg., **Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege**. Frankfurt a. M.: Campus 2002, 399 S., EUR 46,30, ISBN 3-593-36837-4.

Dieser Sammelband ist das Ergebnis der internationalen Tagung „Geschlechter-Kriege: Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse 1914–1949“, die am 15./16. Oktober 1999 in Berlin durch die Zusammenarbeit des Freiburger *Arbeitskreises Militärgeschichte e. V.* und des Zentrums für *Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* der TU Berlin stattfand.

Eingerahmt von einer Einleitung Karen Hagemanns über die wechselnden Beziehungen zwischen „Heimat“ und „Front“, einem theoretisch ausgerichteten Artikel von Ruth Seifert über die Bedeutung der kulturellen Konstruktionen von Identität, Militär und Geschlecht und einer Auswahlbibliografie zu Militär, Krieg und Geschlechterverhältnissen im

19. und 20. Jahrhundert finden sich 15 Beiträge, die sich schwerpunktmäßig mit Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen der Geschlechterverhältnisse in diesem Kontext auseinander setzen. Die Anordnung der thematisch zum Teil etwas beziehungslos nebeneinander stehenden Artikel erfolgte chronologisch, beginnend mit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis zur Nachkriegszeit. Die Untersuchungen beschränken sich auf die Situation in Deutschland.

Männerbilder

Neuere Untersuchungen von Männlichkeitsentwürfen in der Armee legten bislang das Augenmerk vor allem auf den „einfachen“ Frontsoldaten. Hierzu tragen auch Robert L. Nelson und Thomas Kühne einen weiteren Teil bei. Nelsons Schwerpunkt liegt dabei auf der Identität bildenden Funktion von Geschlechterbildern: In den Vorstellungen von Kameradschaft sieht er eine differenzierte Mischung aus männlichen und weiblichen Geschlechtszuschreibungen. Genau auf diesen Aspekt bezieht sich auch Kühne in seiner Untersuchung von Feldpostbriefen und Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg. Psychoanalytisch argumentierend, sieht er die „imaginierte Weiblichkeit“ (237) als Gegenpol beziehungsweise Ergänzung zum kriegerischen Soldaten: Aus der männlichen Selbstdefinition ausgeklammerte Ängste, Wünsche, Sehnsüchte und Begierden fänden ihren Platz in „frauenhaft“ konnotierten Gesten und Ritualen der Zärtlichkeit, der Empathie und der Hingabe. (242) Somit würde sich männliche Kameradschaft nicht als gegen Frauen gerichtete Solidarität unter Männern verstehen, sondern mit den eingeordneten Konstrukten von Weiblichkeit symbolische und gesellschaftliche Gegensätze mildern. Kühne wendet sich damit gegen die von ihm als „in der Außenperspektive befangen“ (238) charakterisierte feministische Militärforschung, die nur die pejorativen und aggressiven Aspekte solcher Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstrukte herausgearbeitet hätte – etwa im Sinne von verweicht, weiblich und schwach als Zuschreibungen für das Fremde und Feindliche und von stark, männlich und treu für das Eigene.

Einen besonderen Aspekt von Feindbildern stellt Christian Kollers Untersuchung von Zeitungsartikeln und Propagandaschriften auf Rassen- und Geschlechterstereotypen in der konstellationsabhängigen Kolonialtruppendifkussion Deutschlands und Frankreichs 1914 bis 1923 dar. Mit der Stationierung afrikanischer Truppen Frankreichs im Rheinland hätte Deutschland seine Taktik in der Zuschreibung von Rassenstereotypen geändert: Nicht mehr „lüsterne und untreue“ Französinen fühlten sich von der „schwarzen Schande“ sexuell angezogen, sondern deutsche Frauen seien nun Opfer ständiger Vergewaltigungsgefahr (157). Um die französische Bevölkerung zu beruhigen, erfuhren die Kolonialsoldaten von Seite der französischen Propaganda bereits während des Krieges eine Umwertung von „blutrünstig wild“ zu „infantil wild“. Im Gegenzug wurde das Bild der „nymphanischen“ deutschen Frau bemüht (161).

Alternative Männlichkeitsentwürfe zum „einfachen“ Frontsoldaten untersuchen Marcus Funck in seiner Darstellung des wilhelminischen Offiziersbildes vor dem Ersten Weltkrieg und Stefanie Schüler-Springorum in ihrer Analyse des Fliegermythos in der deutschen Fliegerliteratur von 1914 bis 1939. Anhand von Zeitungsartikeln und Offizierstagebüchern

spürt Funck der Entwicklung und Krise des aristokratischen Offiziersbildes nach, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom Entwurf des neuen, „harten“ Manns und dem „Generalstabskonzept der ‚kühlen Professionalität‘“ (85) zunehmend an die Peripherie gedrängt wurde – wobei diese drei Entwürfe im militärischen Alltag durchmischt und gebrochen auftraten. Vermittelten die Darstellungen der Fliegerhelden zu Beginn des Ersten Weltkrieges noch Begeisterung, so wandelte sich dieses Bild angesichts ständiger Konfrontation mit dem Tod allmählich zum Negativen. Kaum thematisiert – weil nicht ins gängige Bild passend – wurden die Fliegerinnen des Zweiten Weltkriegs.

Mit der hohen Anzahl Kriegsinvaliden nach dem Ersten Weltkrieg geriet zumindest für die Betroffenen das vorherrschende Männlichkeitsbild in die Krise. Die Gesellschaft begegnete der männlichen Kriegsinvalidität, wie Sabine Kienitz herausarbeitet, unter anderem durch die Darstellung dieser Männer in perfekter orthopädisch-technischer Wiederherstellung. Dies sollte suggerieren, dass sie als voll funktionsfähig an männlich konnotierten Arbeitsplätzen eine Tätigkeit ausüben konnten, während Frauen mit Behinderungen nur mit äußerlich angelegten Behelfen dargestellt und verstärkt auf Tätigkeiten in privaten Räumen verwiesen wurden.

In die Problematik des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit fällt die Frage der Selbstbewertung, Wiedereingliederung und Instrumentalisierung der Heimkehrer aus dem Zweiten Weltkrieg und der russischen Gefangenschaft. Frank Biess zeigt den Prozess der Umwandlung von ehemaligen Soldaten zu Produzenten und Partei-Aktivisten in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR beziehungsweise zu zivilen Familienvätern im Westen.

Frauenbilder

Bianca Schönberger stellt dem in Zeitungsberichten positiv bewerteten Bild der Rotkreuz-Schwester des Ersten Weltkriegs den Status der Etappenhelferinnen gegenüber, denen der Ruf nachhing, sich selbst zu bereichern. Während die einen vor allem aus adelig-gutbürgerlichen Schichten kamen und es sich daher finanziell leisten konnten, für wenig Geld zu arbeiten, waren die anderen auf ihr Einkommen angewiesen. Sie erfuhren deshalb von Anfang an eine Abwertung ihrer Tätigkeit und fielen laut der Autorin im Gegensatz zu den Rotkreuz-Schwestern nach dem Krieg schnell dem Vergessen anheim. (122)

Der Situation von deutschen Frauen an der „Heimatfront“ gingen Belinda J. Davies für den Ersten Weltkrieg und Margarete Dörr für den Zweiten Weltkrieg nach. Davies stellt dabei in der unübersehbaren und deshalb in Polizeiberichten und Zeitungsartikeln stark thematisierten Präsenz von Frauen auf der Straße – zur Erlangung der nötigen materiellen Versorgung – einen sich anbahnenden Wandel in der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Bevölkerung fest: von Untertanen, die etwas für die Monarchie leisten mussten, zu Staatsbürgern, die an die Regierung Forderungen stellten. In diesem Sinn seien die Aktionen der Frauen, die – gemäß dem Bild einer Mutter, die für ihre Kinder sorgt – durchaus positiv bewertet wurden, als politische Aktionen zu betrachten. Dörr hingegen legt in der Darstellung eines ausgewählten Beispiels einer bürgerlichen Durchschnittshausfrau den Schwerpunkt auf die in einem Interview erfolgte Bewertung der eigenen Rolle innerhalb

des NS-Regimes. Stärker noch auf die Frage der Mitverantwortung zielt die Untersuchung von Elizabeth Harvey, die drei Interviews mit Frauen, die im besetzten Polen als Lehrerinnen und Beraterinnen für „Volksdeutsche“ tätig waren, gegenüberstellt. Eingebettet in die biografischen Verhältnisse vor, während und nach dem Krieg, reichten die Erinnerungen an diese Möglichkeit, „Karriere“ zu machen und für die Rassenpolitik des Staates tätig zu sein, von nostalgischer, verdrängender Verklärung über enthusiastische Identifikation bis hin zu kritischer Auseinandersetzung.

Die Frage der Geschlechterordnung nach dem Ersten Weltkrieg steht im Mittelpunkt des Beitrags von Birthe Kundrus, in dem sie für eine pluralistischere Betrachtung der Verhältnisse eintritt: Zwar habe sich in der Forschung die Annahme eines „Emanzipationsschubes“ der Frauen und einer damit einhergehenden Männlichkeitskrise schon relativiert, die neueste Forschung würde aber immer noch zu wenig die unterschiedlichen Erlebenswelten, die nach dem Krieg möglich waren, berücksichtigen.

Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg brachte in Deutschland einen neuen Weiblichkeitsentwurf hervor. Susanne zur Nieden ging mittels der Analyse von Karikaturen, Glossen und Kurzgeschichten dem hartnäckigen Mythos von der schnellen Kapitulation der deutschen Frauen im Mai 1945 nach, der bis zu einer Art von Dolchstoßlegende ausgebaut wurde. In der fast formelhaft ständig wiederholten Legende, dass deutsche Soldaten sechs Jahre gekämpft hätten, deutsche Frauen in ihrer Zuschreibung als „Ami-liebchen“ jedoch nur fünf Minuten – bevor sie dem Charme und den Zigaretten der Amerikaner erlagen –, sieht zur Nieden eine Schuldübertragung seitens der Männer auf die Frauen: Die „Schuld“, den Krieg verloren zu haben, konnte in Gedanken auf die Frauen abgewälzt werden.

Soziale Praxis

Den bisher noch wenig bearbeiteten Umgang mit Vergewaltigungsdelikten in der deutschen Wehrmacht stellt Birgit Beck in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Entgegen üblicher Annahmen, dass das Delikt auch als Kriegsstrategie benützt wurde, kommt sie zum Ergebnis, dass Vergewaltigungen durchaus mit hohen Strafen belegt wurden. Dies geschah allerdings weniger aus Rücksicht auf die Opfer als vielmehr, um dem Ansehen der Wehrmacht nicht zu schaden beziehungsweise die Disziplin innerhalb der Truppe aufrechtzuerhalten.

Die Frage des Umgangs mit den Inhalten und Folgen des Zweiten Weltkriegs stellte sich in der deutschen Nachkriegszeit auch für die Frauenbewegungen. Irene Stoehr zeigt am Beispiel einiger Frauenbewegungen in den verschiedenen Besatzungszonen den Aufschwung der Friedenspolitik und der darin unterschiedlich angelegten Ausrichtung. Während zunächst Frauen als Mütter per se mit Friedenserhaltung assoziiert wurden, setzte sich im Westen nach und nach eine Distanz von dieser biologischen Kategorisierung durch. In der zunehmend in der SED aufgehenden Frauenbewegung im Osten entwickelte sich der Begriff Frieden zu einer leeren Formel.

Das Quellenspektrum des Sammelbandes reicht von Zeitungen, Feldpostbriefen, Tagebüchern, Propagandaschriften bis hin zu Interviews. Besonders spannend gestalten

sich Untersuchungen, die – wie zum Beispiel Marcus Funck es vorführt – normative und offizielle Quellen mit erfahrungsgeschichtlichen kombinieren und so der Gefahr von vor-schnellen Annahmen linearer Entwicklungen von Geschlechterbildern entgehen.

Ellinor Forster, Innsbruck

Christine Künzel Hg., **Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute.** Frankfurt a. M.: Campus 2003, 283 S., EUR 35,90, ISBN 3-593-37291-6.

Der vorliegende Sammelband geht auf die Tagung „Vergewaltigung – Brüche und Kontinuitäten in der kulturellen Codierung sexueller Gewalt in drei Jahrhunderten (18.–20. Jahrhundert)“ zurück, die im Juli 2002 in Bielefeld stattfand. Auch wenn einige der Beiträge bereits andernorts in ähnlicher Form publiziert wurden (Maren Lorenz, Christine Künzel), so ist es doch bei dieser Tagung und diesem Sammelband durch die Zusammenführung der Disziplinen der Geschichte, Rechtsgeschichte, Soziologie und Literaturwissenschaft gelungen, ein Bewusstsein zu schaffen für die Abhängigkeit der Notzucht/Vergewaltigung von jeweiligen Definitionen und Deutungen. Zudem war auch eine intensivere Zusammenschau der Quellen im Hinblick auf eine gemeinsame Edition geplant, die demnächst erscheinen wird, was besonders bei diesem Thema sehr sinnvoll scheint, da die Aktenlage zur Notzucht meist sehr dünn ist.

Die zwölf Beiträge sind chronologisch angeordnet – beginnend im Wesentlichen mit der Aufklärung bis zu den allerneuesten Reformen und Umsetzungen im deutschen und österreichischen Strafrecht.

Der juristische Hintergrund

Ilse Reiter gibt einen breiten Überblick über die Entwicklung des Tatbestandes der Notzucht, ausgehend von der *Constitutio Criminalis Carolina* von 1532 bis ins 20. Jahrhundert. Durch die detaillierte Darstellung des juristischen Diskurses und unter Einbeziehung der Judikatur (zumindest ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) werden Widersprüche und hartnäckige Traditionen in der Rechtsauffassung und -sprechung offenkundig. Die ersten Spuren der beidgeschlechtlichen Denkbarkeit von Opfern und der Fassung der Vergewaltigung innerhalb der Ehe unter die entsprechenden Paragraphen werden freigelegt.

Daran knüpfen Elisabeth Holzleithner und Monika Frommel an. Während Holzleithner die neuesten Entwicklungen im österreichischen Strafrecht verfolgt, überprüft Frommel die Reform der Sexualdelikte 1997/1998 im deutschen Strafgesetzbuch auf ihre Anwendung.